

SUSAN JANE GILMAN

Die Königin der Orchard Street

Lese-
probe

ROMAN
INSEL



New York, 1913. Die kleine Malka lebt mitten im Trubel der Straßen und Mietskasernen im Einwandererviertel auf der Lower East Side. Die meisten hier sind arm, leben von der Hand in den Mund. Doch listig, wie sie ist, lernt Malka schnell, sich im Viertel durchzuschlagen – und trifft dort eines Tages Papa Dinello, der sie in das köstlichste Geheimnis der Welt einweiht: das Wunder der Eiscreme, die Verführung der süßen Magie. Für Malka beginnt eine Tour de Force durch das Leben – und aus dem pfffigen Mädchen wird die Grande Dame Lillian Dunkle, die »Eiskönigin von Amerika« und berühmt-berüchtigte Herrscherin über ein Eiscreme-Imperium!



Susan Jane Gilman

**Die Königin
der Orchard Street**

Roman

Ü: Eike Schönfeld

553 Seiten. Gebunden

€ 19,95 (D)

€ 20,60 (A)/Fr. 28.50

(978-3-458-17625-1)

Auch als eBook erhältlich

SUSAN JANE GILMAN

Die Königin der Orchard Street

Wir waren gerade mal ein Vierteljahr in Amerika, als das Pferd mich umrannte. Wie alt ich da war, weiß ich nicht genau. Vielleicht sechs? Von meiner Geburt gibt's keine Einträge. Ich weiß nur noch, dass ich die Hester Street entlangrannte, auf der Suche nach Papa. Der gebleichte Himmel über mir war von Dächern und eisernen Feuerleitern eingerahmt. Tauben kreisten, Straßenhändler schrien, Hühner gackerten; und dazwischen die seltsame, wacklige Dampforgel des Leierkastenmanns. Dicke Staubwolken wogten um die Handwagen, sodass die Ladenschilder wie Fahnen hin und her schwangen. Ich hörte Getrappel, dann schlug ich hin. Einen Sekundenbruchteil lang blitzte ein Huf auf, dann grellweißer Schmerz. Dann: nichts.

Das Pferd, das mich niedertrampelte, zog einen Eiswagen. War das nicht eine sonderbare Laune des Schicksals? Hätte mich, sagen wir, ein Lumpensammler oder Kohlenhändler zum Krüppel gemacht, wäre ich nie die Lillian Dunkle geworden, wie alle Welt sie heute kennt. Und nie im Leben wäre ich zur Legende geworden.

Die Öffentlichkeit meint immer, mein Glück gehe ausschließlich auf meinen Mann zurück. Ach, wie die Medien ihre Königinnen hassen. Wie sie uns übelwollen! Das schreckliche Foto, das die Zeitungen ständig bringen – auf dem ich aussehe wie Joan Crawford, wenn sie einen Einlauf kriegt –, mehr Beweise braucht man wohl nicht. Die sind so schnell mit ihrem Urteil!

Aber das will ich euch sagen, meine Schätzchen: die »Wonder Tundra« mit Schokostückchen, Regenbogenstreuseln, M&Ms oder gehackten Erdnüssen, ganz nach Wunsch. Unsere neue Paradetorte, die »Nilla Rilla«, geformt wie unser Markenzeichen, der Comic-Affe, umhüllt mit Kokosraspeln und mit einer geheimen Schicht aus Keksbröckchen gefüllt – die hatten wir anfangs nur für Geburts- und Vatertage im Sortiment, aber ist Ihnen klar, wie viele Leute eine Version davon für ihre Hochzeit bestellten? Eine Torte haben wir einmal speziell für einen Empfang in

Syosset gemacht, von der wurden 215 Leute satt. Die wäre ins Guinness-Buch der Rekorde gekommen, wenn Bert an die blöde Kamera gedacht hätte.

»Tower of Sprinkles«. »Mint Everest«. »Fudgie Puppie«. Sie alle – und wirklich *alle*, Jahr für Jahr werden Millionen davon verkauft – waren meine Erfindung, meine Idee. Auf unserem Höhepunkt hatten wir landesweit 302 Läden. Wir revolutionierten Produktion, Franchise, Marketing. Glauben Sie etwa, das war Zufall? Präsident Dwight D. Eisenhower persönlich hat mich mal »Die Eiskönigin von Amerika« getauft. Ich habe noch das signierte Foto von uns (mit Mamie natürlich – samt Perlen und schlechten Zähnen), wie wir uns im Rose Garden die Hände schütteln. Dazu trug ich mein allererstes Chanel-Kostüm, fast in der Farbe von Erdbeereis. (Und das war Jahre vor Jackie Kennedy, schönen Dank!) Heute habe ich nicht weniger als drei Dutzend gravierte Plaketten, Trophäen, Bänder. Eine Schale aus Kristallglas. Sogar einen scheußlichen Gedenkascher aus Zinn – wie gern würde ich den verschenken, aber Herrgott, was macht man mit einem Ding, das man von der Gesellschaft zur Erforschung der Kinderdiabetes verliehen bekam, noch dazu mit dem eigenen Namen darauf? Eine ganze Wand mit Urkunden: von der Handelskammer von North Carolina; der Vereinigung der

Amerikanischen Milchwirtschaft; von Dow Chemical; sogar vom Maharishi Mahesh Yogi Institut in Rishikesh, Indien. Anscheinend lieben Yogis Eiscreme. Wer hätte das gedacht?

Doch wenn die Leute heutzutage meinen Namen hören, denken sie nur an miese Schlagzeilen. An einen einzelnen Vorfall im Live-Fernsehen. Anklagen wegen Steuerhinterziehung und eine Verhaftung – auch das falsch, wie ich wohl nicht extra betonen muss. Unlustige Witze bei Johnny Carson, diesem *schlemihl*. Ihr wollt's lustig? Bitte. Ich weiß was Lustiges.

Erst gestern teilte mir mein Enkel mit, dass ich eine Antwort in der neuesten Ausgabe von Trivial Pursuit bin. »Wow, Oma, das ist ja echt der Wahnsinn«, sagte er. Man braucht bloß lange genug zu leben, dann erlebt man alles. Aber es ist eine einzige Hexenjagd. WPIX war doch nur ein Lokalsender, Herrgott. Und wir kamen morgens um sieben auf Sendung, an einem Sonntag – einem *Sonntag*! Und vielleicht hatte ich ja auch ein paar intus. Aber, meine Schätzchen, versucht ihr doch mal, dreizehn verdammte Jahre lang eine Kindersendung zu machen.

Aber halt, ich eile voraus.

Ich fange lieber mal am Anfang an, lange bevor Übertragungswagen vom Fernsehen auf der anderen Stra-

ßenseite standen und meine Auffahrt blockierten. Noch vor unserer »Sundae on Saturdays«-Kampagne, den »Mocktail«-Milchshakes und vor Spreckles, dem Clown. Alles begann auf Manhattans drückend heißer Lower East Side, mit dem Händler und seinem Pferdefuhrwerk. Ein rundlicher, schwitzender Mann: Salvatore Dinello. Sein Name prangte in abblätternen rot und golden schablonierten Lettern auf den Seiten seines Wagens: »Dinello's Ices«. Er war eigentlich der Letzte seiner Art. Die meisten anderen arbeiteten da schon für Grossisten. Mr Dinello trug einen Schlapphut und einen braunen Leinenkittel. Statt wie die anderen Händler zu schreien, sang er »A-HAIS, A-HAIS«. Wie eine Arie. Ach, es war herrlich. Ich hörte seinen Bariton die ganze Hester Street lang, durch den unglaublichen Lärm.

Dinellos Eis war mit Zitronen- und manchmal auch mit Kirschgeschmack. Es hatte die Konsistenz von Schnee. Einmal, als Flora und ich das Abendessen holen sollten, kaufte ich uns stattdessen eine Kugel. Wir verschlangen es – Kirsch, das weiß ich noch –, und unsere Münder wurden knallrot, bonbonrot. Es war köstlich. Wie im Delirium. Doch unmittelbar danach – ach, das schlechte Gewissen! Die zwei Cent waren eigentlich für eine Kartoffel bestimmt. Von da an versuchte ich, einen Bogen um Mr Dinello und

seinen Eiswagen zu machen. Aber immer wenn wir in der Hester Street waren, sah ich sehnsuchtsvoll zu, wie er für einen Kunden eine kleine Portion der schimmernden Leckerei in seinen winzigen Glasbecher schöpfte. Der Kunde leckte den Becher sauber und reichte ihn Mr Dinello zurück, der ihn dann in einem Zinkeimer ausspülte, der hinten am Wagen baumelte. Jeder bekam denselben Becher. So war das damals.

Meine Familie hatte keinen Penny, als wir vom Schiff traten. Aber wo war das anders? Die Geschichten der Leute, die mit Geld in Amerika landeten, sind uninteressant. *Dann hat Ihr ältester Bruder, Lord Sowieso, also den Familienbesitz geerbt, und Sie Ärmster mussten Ihr Glück daher in der Neuen Welt machen?* Bitte. Kommt mir bloß nicht damit.

[...]

Nichts im Hilfsverein oder auf Ellis Island hatte uns darauf vorbereitet. Auf der Fähre nach Manhattan am Tag unserer Ankunft hatten wir die Skyline vor uns bestaunt, die wie ein Koloss aus Stalagmiten über dem Hafen aufragte. Die Nachmittagssonne tauchte sie in strahlend goldenes Licht. Als die Fähre immer näher stampfte und die Stadt sich über uns erhob, standen Flora, Bella, Rose und ich verwirrt und betäubt neben unseren Eltern. Mein Vater und

die Juden in Hamburg – die hatten vollkommen Recht gehabt: Die Gebäude ragten in den Himmel, mit Gold und Kristall bedeckt, ausgeschmückt wie Tora-Rollen! Papa lächelte. Seine Wangen waren nass. Auch Mamas. Alle um uns herum ächzten, weinten, applaudierten. Diese Ausmaße! Diese unsagbare Schönheit!

Wir drückten uns gegen die Reling, meine Schwestern und ich, wir quietschten, schrien, zeigten auf die Türme, ihre filigranen Fassaden, ihre diamantenen Fenster. Mein Gott! Sie reichten ja bis in die Wolken! Wer hatte so etwas schon gesehen?

»Wie kommen die Leute denn da rein?«

»Wie kommt's, dass sie nicht runterfallen?«

»Und da werden wir wohnen?«, fragten Rose und Bella wild durcheinander.

»Wir wollen ganz oben wohnen!«, schrie ich und tanzte im Kreis. »Über allem!«

Nun allerdings blinzelten wir in das staubige Morgenlicht, meine Schwestern und ich, in der beengten, überfüllten, flachen Orchard Street. Das hier war eher wie Wischnew als Amerika. Überall Jiddisch. Straßenkarren, Hausierer, Kauflustige, Pferde und Kinderbanden verstopften die Gehsteige. Der Lärm war unfassbar. Von der Skyline Manhattans war nichts mehr übrig. So schnell, wie sie erschienen war,

war sie hinter uns verschwunden, wie eine Fata Morgana. *Das* war das Einzige, was wir noch hatten.

Das Einwandererleben auf der Lower East Side – ach, wie die Leute das breittreten! Diese Wehmut. Die Pickles-Männer, die fahrenden Händler, die Kinder, die auf den Treppen Murmeln spielten ... Heute gibt's sogar »Kulturrundgänge« für Touristen: Ein Schmock mit Schirm zeigt einem Haufen Japaner einen Knischladen.

Ich will euch mal eines sagen, meine Schätzchen: Einwanderer, ein einziges Elend. Die Straßen waren aus Kopfsteinpflaster und Asphalt, die Häuser aus Backstein. Die Treppen und Feuerleitern aus Eisen, die Dächer aus Teer, die Decken aus Pressblech. Es gab keine Bäume, kein Lüftchen vom Fluss, keine Erholung von der Sonne. Könnt ihr euch das vorstellen? Wir brieten. Meine Schwestern und ich, vier kleine russische Mädchen, so eine Hitze hatten wir im ganzen Leben noch nicht erlebt. Wenn wir uns unterhaken, wir vier, und vorsichtig in den Rinnstein traten, wurden wir in den Armbeugen und im Genick sofort nass.

Und erst der Gestank!

Jauche, Heu, Hühnerscheiße, Urin, Bier, siedendes Fett, Kalkstaub, Koks, Kohle – sogar verwesende Tierkadaver. Beim Überqueren der Forsyth Street

mussten wir über ein totes Pferd steigen, das im Rinne-
stein lag und von Maden wimmelte. Alle diese Düfte
hingen widerlich süß in der Luft und mischten sich
mit stechendem Kerosin, Kampfer, Terpentin und Ep-
oxyd von den Flickschustern und Gerbereien. Eklig
süßliche Benzindämpfe quollen aus den neuen Auto-
mobilen, die durch die Alleen knatterten. Und da es
in den Mietskasernen keine Badewannen gab, ver-
mischten sich diese Gerüche wiederum mit dem
scheußlichen Gestank tausender Nuancen menschli-
chen Schweißes. Hefige, pilzige Haut. Rosenwasser.
Faulende Zähne. Dreckige Windeln. Essigscharfes
Haarwasser. Die *New York Post* veranstaltete un-
längst einen Aufstand darüber, dass ich in meinen
Bädern, meinen Mülleimern, sogar in Petunias Hun-
dehütte Shalimar versprühe. In einer Schlagzeile war
ich die »Kleckshexe«. Aber seit wann bitte ist es ein
Verbrechen, wenn man desodoriert? Wachst ihr mal
in einer Mietskaserne auf, meine Schätzchen, dann
könnt ihr mir sagen, was *ihr* machen würdet.

Im Lauf der Wochen merkten wir, dass wir kaum
besser aßen als in Wischnew. Zum Frühstück gab's
ein Stück Brot, zum Mittagessen ein Stück Brot und
ein gekochtes Ei, das wir uns zu viert teilten, und
zum Abendessen ein Stück Brot mit Suppe, die Mama
aus Möhren und Zwiebeln machte.

Damit ich vor Hunger nicht zu schwach wurde, sammelte ich den Speichel im Mund, schluckte ihn und kaute auf den Innenseiten der Wangen herum. Manchmal griff ich in die Luft und sagte zu meinen Schwestern: »Jetzt tun wir so, als würden wir Lammbraten essen.« Bella und Rose beachteten mich nicht, aber Flora spielte mit. Wir kauten auf nichts – aber wir kauten es genüsslich. Oder ich teilte uns ein Stück Brotrinde und sagte: »Jetzt tun wir so, als wäre das Honigkuchen mit Äpfeln«, und dann kauten wir übersteigert, rieben uns übertrieben den Bauch und sagten: »Mmm. Ist das nicht der herrlichste Kuchen, den du jemals gegessen hast?« Das alles machten wir reflexartig, genauso wie wir uns angewöhnten, Nachrichten zwischen unseren Eltern zu übermitteln.

An unserem ersten Sabbat in Amerika kochte Mama für uns und Mr Lefkowitz eine Suppe aus Hühnerhälsen. Nachdem sie die Kerzen entzündet und die Gebete gesprochen hatte, machte sie eine Ankündigung. »Nächste Woche werdet ihr alle arbeiten gehen.« Dabei zeigte sie nacheinander auf mich und jede Einzelne meiner Schwestern, damit auch keine Missverständnisse aufkamen. »Allesamt. Wer nichts verdient, isst nichts. So einfach ist das. Das gefällt euch nicht? Dann bedankt euch bei eurem Vater.«

Bella fand Arbeit als Putzhilfe. Rose bekam eine Anstellung als Näherin in einer Kleiderfabrik; sie wachte vor Morgengrauen auf und kam erst zum Abendessen wieder.

Aber für Flora und mich war es nicht so einfach. Erst zwei Jahre zuvor waren 146 Einwanderermädchen beim Brand der Triangle-Shirtwaist-Fabrik gestorben. Danach wurde New York von fiebrigen Arbeitsreformen gepackt. Fabrikbesitzer, Vorarbeiter – alle weigerten sich plötzlich, so kleine Kinder wie Flora und mich einzustellen. »Seht euch die mal an«, grummelte der Vorarbeiter, als Rose uns zu ihrer Fabrik mitnahm. »Die sind doch unmöglich älter als fünf. Den Ärger kann ich hier nicht gebrauchen.«

Aber bei Mama galt das nicht als Entschuldigung. »Raus«, sagte sie und scheuchte Flora und mich durch die Tür.

»Kommt erst wieder, wenn ihr was habt. Entweder ihr arbeitet oder ihr hungert.«

Ich stand mit Flora auf dem Treppenabsatz. »Mal-ka?«, sagte sie, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Was machen wir denn jetzt?«

Flora war knapp zwei Jahre älter als ich, aber genauso klein. Sie hatte ein hübsches milchweißes Gesicht, traurige blaue Augen und eine hohe Stirn, was ihr ein gebleichtes, schläfriges Aussehen verlieh. Stän-

dig zitterte ihre Unterlippe, als wollte sie gleich losweinen.

Ich zuckte die Achseln. »Wir müssen eben Arbeit finden.«

[...]

Allmählich wurden meine Schwester und ich im Viertel bekannt als »Die kleinen singenden und putzenden Bialystoker Schwestern«.

Für einen Penny hier, einen Nickel da erledigten Flora und ich für unsere älteren Nachbarn Besorgungen und sangen dabei Liedchen. Die meisten dachte ich mir selbst aus, und immer über die Leute, für die wir gerade arbeiteten: »Mrs Nachmann hat hübsches Porzellan« war eines, »Bei der *challah* helfen« ein anderes. Na, verklagt mich doch: Das waren sicher keine Greatest Hits. Trotzdem sprach es sich in den Mietskasernen herum: Man konnte uns fürs Singen bezahlen oder auch fürs Stillsein. Wahrscheinlich war es der Reiz des Neuen, ein süßer kleiner Scherz. Inmitten von so viel Traurigkeit und Beschwernis gefiel den Erwachsenen die billige Unterhaltung, die Unschuld zweier kleiner Mädchen.

Für einen Fünfer schrubbten Flora und ich Mrs Nachmanns Geschirr. Für zwei Pennys kletterten wir bei den Sokolovs aus dem Fenster und hängten ihre Wäsche auf die Leine, die quer über den Hof lief. Für

zwei Pennys trugen wir die Sofakissen der Levines aufs Dach – dafür mussten wir zweimal gehen – und klopfen in der brütenden Sonne mit den Fäusten Staub und Flöhe aus ihnen heraus. Für einen Fünfer wischten wir Mr Abramovitz die Küche, zertraten Kakerlaken, verstopften die Rattenlöcher mit Lumpen, die wir in Lauge eingeweicht hatten, und staubten ab, so gut wir konnten. Wir schleppten den Schrott von Mr Lefkowitz' Stockwerk nach unten zum Lumpensammler. Wir halfen Mr Tomashevski, einem gebrechlichen alten Mann aus der Ukraine, der nebenan im dritten Stock wohnte, indem wir Wasser heiß machten, damit er seine entzündeten Fußballen darin baden konnte.

Flora und ich versuchten, bis zum späten Nachmittag so viele Gelegenheitsjobs wie möglich zu finden. Dann machten wir auf Mamas Geheiß den Einkauf. Es war besser, erst spät zu gehen. Obwohl die besten Waren da schon weg waren, gab es viel eher die Chance auf Schnäppchen. Ich lernte schnell, welche Hausierer hier mal einen Penny, dort mal einen halben Cent weniger verlangten – und wie man feilschte.

»Wenn ich dich kneife«, wies ich Flora an, »dann weinst du. Nicht laut. Du sagst ›Ach Malka, ich hab ja solchen Hunger.‹ Okay?«

Nachdem sie ein wenig geübt hatte, ging ich zu einem Gemüsekarren. »Entschuldigen Sie, Sir. Was kosten die Kartoffeln?«

»Zwei Cent das Stück, drei für fünf.«

»O je.« Ich runzelte die Stirn in einer, wie ich meinte, extrem erwachsenen, übertriebenen Art. Ich hielt ihm meine Hand mit drei matten Pennys hin. »Mama braucht zwei. Aber mehr als das haben wir nicht.«

Der Händler schüttelte den Kopf. »Sagt Mama, auch der Kartoffelhändler muss essen.«

»Und wie wär's mit einer kleinen und einer großen für drei?«

Der Händler runzelte die Stirn. »Da gibt's keine kleinen Kartoffeln.«

»Bitte, Sir«, flehte ich und riss die Augen besonders weit auf. »Ich hab noch drei Schwestern und Papa. Mama lässt mich nicht rein, wenn ich bloß eine Kartoffel hab.« Dann kniff ich Flora diskret in den Arm. Sie fing an zu weinen, so wie ich es ihr beigebracht hatte. »Oh Malka, ich hab ja solchen Hunger«, heulte sie. Und dann, obwohl ich es gar nicht geplant hatte, musste auch ich weinen. Es war überraschend einfach, da ich ja auch wirklich Hunger hatte und mir Mama vorstellen konnte, wie sie mir eine Ohrfeige verpasste. »Bitte, Mama, sei nicht wütend auf mich!«, heulte ich. Flora sah echt verängstigt aus. Der Händler war ver-

zweifelt. Er verdrehte die Augen und machte zu den drei Münzen in meiner Hand hin eine Geste der Kapitulation. »Schon gut, schon gut. Zwei für drei.«

»Oh, danke!«, sang ich. Und Flora vollführte ein kleines Tänzchen.

Es heißt, eine Schwester zu haben, die hübscher ist als man selbst, ist eine Tragödie. Boshafte Nachbarn im Shtetl flüsterten einander immer zu, in Flora fließe Kosakenblut. Wie sonst waren die blauen Augen und die blonden Haare zu erklären? Die zarten, gojischen Züge? Die Milchmädchenhaut?

Die Lower East Side wimmelte von hungrigen, zitternden, wolfsäugigen Kindern. Die Händler dort kamen selbst kaum über die Runden. Floras Schönheit – dazu der Umstand, dass sie absolut alles tat und sagte, was ich ihr auftrag – brachte uns eine zusätzliche Schippe Reis im Sack ein, eine verbilligte Pastinake. Und wir waren ja nicht blöd, meine Schwester und ich. Wir spielten richtig gut. Aus uns wurden wunderbare Darstellerinnen. Ach, ihr hättet uns sehen sollen. Nicht wie die anderen Kinder, die so jämmerlich maunzten und bettelten. Wir überlegten uns richtig, wie wir es anstellen sollten. Auf den Straßen von Lower Manhattan erhielt ich meine erste große Marketing-Ausbildung: Sei schamlos. Sei anders. Und appelliere an die Gefühle – nie an den Kopf.

Ich schnappte schnell ein paar Brocken Englisch auf. Sogar ein bisschen Italienisch. Überall Wörter, sie waren wie Noten. Auf den lauten Straßen dagegen, die keinen Moment lang nicht laut waren, schrien die Händler: »Möhren, frische Möhren!« »Pickles, Gepökeltes!« »EI-IS! EI-IS!«, eingehüllt von all den betäubenden Gerüchen nach frisch gebackenem Brot, scharfem Knoblauch und Kartoffeln, die irgendwo in Butter brieten – dort war alles eine spezielle Art der Folter.

Und so kaufte ich eines Nachmittags das Kirscheis von Mr Dinello. Oh, das war eine Offenbarung: Flora und ich, wir hatten noch nie so etwas Süßes und so Kaltes gegessen. Das Eisige, versetzt mit Zucker und der Säure der Kirschen, es erblühte auf der Zunge und löste sich dann wieder auf. Es war wie reine Magie.



Susan Jane Gilman veröffentlichte bislang sehr erfolgreich drei Sachbücher, zudem schreibt sie u.a. für *The New York Times*, *The Los Angeles Times* und das *Ms. Magazine*. *Die Königin der Orchard Street* ist ihr erster Roman. Susan Jane Gilman lebt derzeit in Genf in der Schweiz und in New York.
www.susanjanegilman.com

Reich an Leben, bunt und voller
Fabulierlust - Lese-genuss pur!

»Susan Jane Gilmans Roman
ist fabelhaft!« TIME

»Ein herausragendes Debüt.«
Publishers Weekly

»Ein reichhaltiges erzählerisches
Festmahl mit 31 Geschmacks-
richtungen - und doppelt so vielen
Farben, Gerüchen und Düften.« USA Today

Buchtrailer



Weitere Informationen unter
www.insel-verlag.de/orchardstreet